

Schurkenhoheit.

Eine wahre Begebenheit, nachträglich von G. Schöler.

Es mögen wohl 35 Jahre her sein, daß ich zum ersten Male San Francisco's Straßen durchwanderte.

Hier und da blieb ich stehen, um Eigenartigkeiten, die sich mir in vollen Klagen darboten, zu betrachten. Blödsinnig wurde meine Aufmerksamkeit auf ein Lokal gelenkt, aus welchem wuthuschäumende Laute drangen.

Dichter Tabakqualm hielt zuerst jeden Blick ab, aber nach und nach vermochte ich eine Anzahl Männer zu erkennen, welche um einen Tisch bei den Karten saßen.

Einer dieser Männer schlug mit der geballten Faust auf den Tisch und verführte mit dem Gebrüll eines Löwen, überorthheit worden zu sein.

„Falsch gespielt!“ hörte ich aus dem Wuthschwall einige Male heraus. Ich suchte mich aus der Menge, die sich nach und nach angeammelt hatte, frei zu machen, und schritt weiter.

Raum hatte ich jedoch zwei Straßen passiert, als ich wiederum verworrenes Schreien hinter mir vernahm.

Nach umwendend, sah ich zwei Männer die Straße herausstürmen. Man sah sofort, daß der Eine vor dem Anderen floh. Als sie näher kamen, erkannte ich in dem Verfolger den Mann, der sich benachteiligt im Spiele gelaßt.

Jetzt hatte er den Flüchtenden eingeholt. Keuchend stieß er nochmals „falsch gespielt!“ hervor, zog einen Revolver und feuerte ihn auf die Brust seines Zehrbreders ab. Ohne einen Laut von sich zu geben, fiel der Betroffene todt zu Boden.

Hiernächst entstand ein Aufbruch, aber Niemand machte Miene, den Mörder zu ergreifen, der jetzt unbehelligt mit erschreckendem Gleichmuth seinen Rückweg antrat. Polizisten, die sich indessen ebenfalls gefunden, machten sich daran, den Leichnam fortzuschaffen.

„Aber mein Gott,“ wandte ich mich an einen vorübergehenden Herrn, der gleich mir die erschütternde Scene gesehen hatte, „weshalb verhielt man das Unheil nicht, und warum läßt man den Mörder laufen?“

„Weshalb?“ erwiderte der Mann und sah mich erstaunt an. „Es ist ja Jim. Kennen Sie ihn nicht?“

„Jim? Wer ist das?“

„Jim ist ein Räuberhauptmann, vor dem ganz San Francisco zittert. Wer je unter seine Fingerringe kommt, hat zu leben aufgehört. Er ist das Haupt einer organisirten Bande, und in seiner Hand liegt auch das Wohl und Wehe seiner Spießgesellen. Der Erstgeborene war sicher einer derselben.“

„Um des Himmels willen, warum schreit die Polizei nicht gegen diese Bande ein?“

„Die Polizei? ha, ha, ha! — Woher kommen Sie denn?“

Eine Antwort wartete der Herr nicht ab, er wandte sich um, steckte seine Hände in die Paletotschne und ging seiner Wege.

Ungefähr fünf Jahre nach diesem Ereignis ritt ich von \*\* nach \*\*, um mich von dort aus mit dem Dampfboot nach San Francisco zu begeben.

Bereits fünf Stunden sah ich zu Pferd. Die Sonne war längst untergegangen, als ich eine Farm passirte.

Zur damaligen Zeit handelte die amerikanische Gashandlung noch in hoher Blüthe. Ein Farmer hand vor seinem Hause und erlachte mich, abzuheigen.

„Rast auf,“ warnte er, „die Dunkelheit ist hereinbrochen, euer Pferd ist müde, Ihr erwidert den Hosen nicht mehr, bis dahin aber gibt es weder Farm, noch Zelt.“

„Ich komme noch hin,“ Freundchen, antwortete ich unbesorgt, „mein Pferd trägt mich noch zwei Stunden, und ich kenne den Weg!“

Nach einer kurzen Strecke legte ich zurück, dann ward es dunkel, daß ich die Hand nicht vor Augen sehen konnte. Langsam ritt ich nun vorwärts. — Blödsinnig sträubte sich mein Pferd, weiter zu gehen, und war durch nichts von der Stelle zu bringen. Was blieb mir übrig? Ich zog ab, band mein Ross an einen nachstehenden Baum, breitete meinen Mantel auf die Erde, streckte meine vom Reiten heiß gewordenen Glieder darauf aus, und bald war ich von Müdigkeit übermannt eingeschlafen.

Als ich am frühen Morgen erwachte und mich erheben wollte, konnte ich kein Glied rühren. Hülfslos stand ich mich um, keine Menschenseele rings umher. Nur das Rauschen des Meeres vernahm ich, und dies machte mir klar, wodurch ich gelähmt war. Ich hatte zu dicht am Meere gelegen, der Wind hatte meine Glieder erhartet. Dem Instinkt meines Thieres hatte ich mein Leben zu verdanken; ich wußte nicht, als ich es antrieb, daß gerade die Fluth eingetreten war und das Wasser über die gewohnten Grenzen hinausgedrängt hatte.

Die Sonne kam höher heraus und durchwärmte meine steifen Glieder. Ich konnte jetzt, wenn auch mit Anstrengung, wieder mein Pferd befeigen.

Ich ritt lange, ohne den nächsten Ort zu erreichen, und ich glaubte doch, den Weg genau zu kennen. Endlich bemerkte ich mich Schreden, daß ich mich verirrt hatte.

Nach langem, ermüdenden Umherirren erblickte ich ein Zelt, wie solche in der Gegend als Wirthshaus zu dienen pflegten. Um es möglichst schnell zu er-

reichen, trieb ich frohen Muthes mein Pferd an.

Ein Mann, der finster und verwildert ausah, trat heraus, ergriff die Zügel meines Pferdes und half mir herunterspringen. Ich betrat das Zelt — und mein Herz schien vor Schreden still zu stehen. Inmitten seiner Bande stand er — der furchtbare Jim.

Ich erkannte ihn sofort — auch nach zwanzig Jahren hätte ich dieses gemeine, tyrannische Gesicht wieder erkannt. Er kam auf mich zu, stellte sich als „Wirth“ vor und fragte mich, was ich genießen wolle.

Ich setzte mich an einen Tisch, that so unbesorgten, als es in meiner Lage möglich war, und bestellte mir Brod und Cognac.

Angstvoll schaute ich mich in dem ziemlich großen Raume um. An einem runden Tische saßen die Weifen im Munde, mehrere Banditen und spielten Karten. Man's lauernder Blick aus ihren stehenden Augen traf mich. Andere lagen der Länge nach auf der Erde, die Arme unter dem Kopf gestreckt, und erzählten sich in gedämpftem Tone Geschichten, die wohl spöthisch sein mußten, denn ein rohes Gelächter unterbrach oft das Erzählen. Jim selbst stand am Schänktisch und goß mir meinen Henslerstrahl ein. Daß es kein Entrinnen hier gab, war mir klar; ich war unrettbar dem Tode verfallen. Was war zu thun? Konnte ich vielleicht mit dem Gelde, das ich bei mir trug, mein Leben erkaufen? War es etwa möglich, das Mitleid Jim's anzusuchen? Ein Blick zu ihm hinüber überzeugte mich jedoch, daß jedes menschliche Gefühl, jede mitleidige Regung in ihm gestorben war.

Als jetzt Jim mit Cognac und Brod auf mich zukam, durchfuhr mich plötzlich der Gedanke, seinen Ergrätz — auch Schurken können solchen besessen — zu werden.

„Jim,“ sagte ich, „setz' Dich mal zu mir, ich habe Dir Etwas anzuvertrauen.“ Ein grimmiges, ironisches Lächeln umspielte seinen Mund, als er neben mir Platz nahm und mit niedergebückten Augen anhörete, was ich sprach.

„Ich sehe,“ begann ich, „daß ich hier unter sehr unheimliche Gestalten geraten bin. Deine Gäste gefallen mir nicht. Ich habe Geld bei mir und fühle mich nicht sicher. Willst Du so gut sein und mein Geld in Gewahrnam nehmen? Morgen reise ich weiter.“

Verblüfft schaute der Räuber mich an, seine Augen funkelten eigenthümlich, als er mit sichtlichiger Erregung fragte:

„Du kennst mich und vertraust mir?“

„Ja,“ sagte ich, erleichtert aufathmend, denn in dem Moment schloß ich Muth. Ich zog meinen Geldbeutel heraus, in welchem einen Theil meines Geldes ich befand, während das Uebrige in meiner Briefstasche war — und übergab ihn Jim.

Mit zitternder Hand griff er darnach und meinte zögernd: „Wollt Ihr das Geld nicht erst zählen?“

„Nein, Jim — bei Dir wird das nicht nöthig sein!“

Er steckte den Beutel zu sich. Grinsend sah er die am Boden liegenden Räuber dem zu.

Ich sah wenig und trant einigen Cognac. Dann winkte ich Jim wieder zu mir.

„Frage dich er mich an.“

„Jim,“ sagte ich, „wo kann ich schlafen?“

„Du wirst bei mir schlafen,“ erwiderte er kurz; nach einigen Sekunden setzte er hinzu: „Aber Du mußt warten, bis ich selbst zur Ruhe gehe!“

Mich durchließ es eilig, denn ich dachte an die furchtbare Scene in San Francisco.

In einer Abtheilung des Zeltes lag ich neben Jim auf Strohd. Bis drei Uhr in der Nacht rührte sich Nichts. Blödsinnig hörte ich den Hahn eines Revolvers spannen und ein Schuß fuhr saugend über mich hinweg.

Entsetzt richtete ich mich auf. Jim saß ebenfalls aufrecht. Mehrere Banditen erschienen am Eingange des Zeltes, einer derselben trat mit einer Laterne in der Hand ein:

„Was giebt's?“ fragte mürrisch der Reel, alle mit ihm.

„Zum Hensler, ich habe eine Fliege erschossen,“ gab Jim zurück — „scheert Euch, daß sich Keiner mehr bliden läßt!“

„Weißt Du an Schlaflosigkeit, Jim?“ fragte ich zitternd. Er gab mir keine Antwort, wandte sich energisch um und verhielt sich bis zum Tagesanbruch ruhig. Als er sich erhob, that ich das Gleiche. Mit ihm zugleich betrat ich das Zelt, kein Räuber schien schon wach zu sein, es war leer.

Jim wollte vom Brunnen Wasser holen, „komm mit,“ sagte er zu mir, „Du kannst hier nicht allein bleiben.“ Ich aber sagte, daß ich nun fort wollte.

Er griff in die Tasche und reichte mir meinen Geldbeutel, „hier ist Dein Geld.“

„Nimm Dir heraus, was ich Dir schulde,“ sagte ich.

Getrönt sah er mich an, „das thue ich nicht,“ sprach er.

„Was bin ich Dir schuldig?“ wiederholte ich.

Er nannte die Summe und ich bezahlte. „Hier Jim,“ sprach ich, „und da Du so freundlich gegen mich warst und ich sehr gut bei Dir gewohnt habe, gestatte mir, daß ich etwas mehr gebe.“

„Laß das!“ herrschte er mich an.

„Rede wohl, Jim, ich reite jetzt weiter.“

„Wohin?“

„Zur Landungsbrücke, ich schiffe mich nach San Francisco ein.“

„Das dachten sie,“ sprach er vor sich hin und meinte dann laut und entschieden: „ich begleite Dich!“

Mit einem Male wich alle Hoffnung auf ein glückliches Entrinnen. Schon glaubte ich mich aus Räuberhand befreit, als ich mich wiederum gefangen sah.

„Ich kenne den Weg,“ wagte ich schüchtern einzuwenden, „bemühe Dich nicht.“

„Sattle Dein Pferd,“ befahl er kurz.

Ich sah auf und gleich darauf ritt Jim neben mir; zitternd beobachtete ich alle seine Bewegungen.

Jim sprach kein Wort; mir selbst erschienen die zwei Stunden, in denen wir nebeneinander beritten, wie eine Ewigkeit. Endlich erreichten wir die Landungsbrücke.

Ich sprang vom Pferde, Jim ebenfalls. Da tauchte urplötzlich, wie aus der Erde gewachsen, die schwarze, unheimliche Räubergestalt auf, die mir bei meiner Ankunft im Zelte zuerst entgegengetreten war.

Jim ging auf ihn zu und fragte mit gebieterischer Stimme: „Wo willst Du hin?“

„Nach San Francisco,“ gab der Andere zurück und blinzelte bedeutungsvoll mit den Augen. „Sofort kehrt Du um!“

„Sofort?“ donnerte Jim. „Ein Moment schien der Bandit zu zögern, dann aber wandte er sich zögernd zum Gehen.“

„Er wollte Dich „laß“ machen,“ meinte Jim sich nun zu mir wendend, „so ruhig als erkläre er mir ein nebensächliches Ereigniß — aber — er hob drohend seine gewaltige Faust und ließ den Satz unbeeindruckt.“

Rum erst begriff ich Jim! Der Schuß in der Nacht war das Signal, daß er über mich wachte und ich verlor keine Begleitung, die er mir aufgedrungen — Jim wollte mich vor seinen eigenen Keulen schützen.

Das Gefühl, mich aus einer großen Gefahr gerettet zu sehen und die Vorsicht Jim's, stimmten mich weich.

Gerührt wollte ich seine Hände erfassen, ihm danken — doch ich erinnerte mich, daß Blut an diesen Händen lebe, ich trat ihm nur näher und sagte:

„Du hast sehr brav gehandelt, und wenn wir es je wiedersehen — ich werde es Dir danken.“

„Unfinn!“ erwiderte er kurz und seine Augen blinzelten eigenthümlich.

Ein spöttisches Lächeln umspielte seinen Mund. Er wandte sich um und schritt gesenkten Hauptes, die Arme über den Rücken gestreut, die Brücke auf und ab.

Jetzt endlich ertönte das Signal des ankommenden Schiffes. „Du kannst nun gehen, Jim,“ sagte ich, „nimm zum Andenken mein Pferd.“

„Ich will nicht!“ entgegnete er tropig.

„Nun, so nimm hier dieses Geld, thue mir diesen Gefallen!“ Er hielt meine ausgestreckte Hand noch zurück und mit fast heiserer Stimme brachte er hervor:

„Was ich that, war ich nicht Dir, sondern mir schuldig. Du vertraustest mir — dafür schenkte ich Dir Dein Leben — geh!“

Ich bestieg das Schiff mit dem wohnigen Gefühl, mein Leben neugewonnen zu haben und danke dem Allmächtigen, daß er selbst im Schlechtesten nicht alles Menschliche erlösen ließ.

Der Selbstmörder.

Gumoreste von Erich Blech.

Die Frau Meißnerin stürzte in die Werkstatt und schrie in höchster fittlicher Entzückung: „So eine insame Marjelle! ... jerschlag mir den großen Henslerkopf! Wo soll ich jetzt den Punsch hineingießen?! Es ist acht Uhr! ... die Gäste müssen jeden Augenblick kommen ... und ich kann nicht mehr aus dem Breg!“

Die Meißnerin war vom Arbeitsfisch heruntergeprungen und tröstete die erzürnte Ehegatte: „Aber Maruscha! ärgere Dich nicht! Den Löff will ich täglich selber besorgen. Ich muß zum Herrn Meißner mit meinem Spatz. Ich spring dann in den Topfeller. Selbstens um neun bin ich wieder hier!“

„Wenn Du Lüdrian unterwegs nicht irgendwo kleben bleibst!“

„Aber Maruscha, ich werd doch nicht! ... heut an Deinem Geburtstag!“

Die Meißnerin seufzte: „Meinetwegen! Aber ... das sag ich Dir, bist Du um neun nicht mit dem Löff hier, komm lieber gar nicht nach Hause! Am besten, Du gehst dann gleich in den Bregelkuch!“

Meißner Pliglat kannte die schlagfertige Hand der schwarzen Maruscha nur zu genau.

Eine halbe Stunde später fand sich der Meißner auf dem Heimwege. Heute sollte die gestrenge Hausfrau mit ihm zufrieden sein. Der große Henslerkopf, den er seeben für zwei Mark erstanden, war unter Brüdern gut drei werth.

Aus der kleinen Kneipe, an der er vorbei mußte, strömte ein verführerischer Duft hervor!

„Aber, Mannchen! Was steht Du hier?! Komm rein! Ich geb' was zum Beßen!“

Es war ein alter Schulfreund, der Schuhmachermeister Broschert. Einen Augenblick schwanzte der Meißner; dann

folgte er willenlos dem Verführer in die Gaststube, wo eine Masse Bekannte ihren Grog schlürften und die neuen Ankömmlinge mit Gallos begrüßten.

Meißner Pliglat theilte seine Aufmerksamkeit zwischen der Fleischschüssel, dem Grogglas, der Wanduhr und dem Henslerkopf, den er in die Nähe der Thür gestellt hatte, bis ihn das Grogglas ganz in Betracht nahm.

Blödsinnig sprang der Schneider auf. Die Wanduhr verkündete in dumpfen Schlägen die neunte Abendstunde.

Aber, — wo war der Henslerkopf geblieben?! — Erbarmen!

Der Löff blieb verschunden. Daheim warteten die Gäste, und vor allem die schwarze Maruscha auf den Henslerkopf!

Das konnte eine schöne Geburtstagsfeier werden!

„Aber Mannchen,“ tröstete der alte Schullamerad, „wir holen einen anderen Löff! Ich komme mit und rede Deiner Frau ein, wir wären beide so lange nach einem passenden Löff rumgelaufen!“

Meißner Pliglat nickte stumm dazu. Die beiden liefen zum Topfeller. Während Meißner Pliglat das neue Gefäß erstand, plauderte sein Kumpan draußen mit den Passanten.

Da tauchte Pliglat mit dem neuen Löff aus dem Keller auf.

„Rach schnell!“ schrie Broschert. „Ich will mich nicht erkälten!“

Der Schneider wollte etwas erwidern, aber er gab's auf. Wie hypnotisirt folgte er seinem Kumpan und sah gleich darauf wieder in der verräuchernten Kneipe.

Unterdessen warteten die Gäste und Hausfrau in wachsender Sehnsucht auf die Heimkehr des ausgeflogenen Meißners. Endlich hielt's die Meißnerin nicht länger aus. Der Punsch mußte auf den Tisch.

Sie band ein Kopftuch um, ließ zum Geschirrhändler und erstand eine große Henslerkanne.

Ein lautes Hurrah der Gäste und Gefellen empfing sie, als sie das dampfende Gefäß auftrug.

Alle langten zu; an den unglücklichen Meißner dachte keine Menschenseele mehr. Der budlige Lehrling holte seine Ziehharmonika hervor und begann eine Mazurka zu spielen.

Endlich waren alle müde und gingen. Inzwischen war das Verbängniß immer mehr glasweise über Meißner Pliglat hereingebrochen. Ihm war jetzt alles egal! In den Bregel ging er doch, also war es gleich, wie viel Gläser Grog er im Leibe hatte.

Endlich brachen auch die letzten Gäste auf.

„Laß Deinen Löff nicht fallen!“ lachte der Schuhmacher. „Warte mal, so kriegst Du ihn am sichersten nach Hause!“

Der berauschte Schuster stülpte den Henslerkopf seinem Kumpan über, so daß er wie eine hohe Grenadiermütze auf seinem biden Schadel saß. „Gute Nacht!“ schrien Alle und wankten heimwärts.

„Gute Nacht!“ murmelte Pliglat; „ich gehe in den Bregel!“

Er torfelte die nächste Gasse hindunter. Ein Polizist hielt den sonderbaren Nachtschwärmer fest. „Wen haben wir hier?“

„Ich will in den Bregel!“ stöhnte der arme Meißner.

„Na, dann kommen Sie man mit!“ ermunterte der Polizist den ahnungslosen Schneider, und führte ihn auf die Wache. Dasselbe wurde der Arrestant in eine Detentionszelle gebracht, wo er sofort auf eine Prüfte hinank und sich einbildete, er hie in den Bregel hinein, tief und immer tiefer, bis er schließlich auf dem Grunde lag.

Als die Schneiderfrau am nächsten Morgen erwachte, fuhr sie nach ihrem Kopf und blickte nach rechts. Das Bett des Meißners war unbedeckt. Er war die Nacht also nicht nach Hause gekommen! Wo war er nur geblieben?! Sollte er ihre Drohung für ernst genommen haben und wirklich in den Breg —?

Die Meißnerin wagte den Satz nicht zu Ende zu denken. Sie sprach auf und ging in die Küche. Dort kam die kleine Vitthauerin gerade vom Bäcker zurück und brachte eine große Keule mit: „Heut Nacht hat die Polizei einen Mann aus dem Bregel geholt!“

„Halt's Maul! dumme Marjelle,“ schrie die schwarze Maruscha, während ihre Arnie wankten. Sie stürzte auf die Polizei.

Zur selben Zeit erwachte Meißner Pliglat in seiner Zelle. Er blickte verwirrt um sich, wunderte sich einen Augenblick, daß er nicht todt war und auf dem Grunde des Bregels lag. Dann kam ihm das Bewußtsein wieder.

Er sprang auf und trommelte mit den Händen und den Füßen an die Thür. Niemand hörte ihn. Blödsinnig wurde der Arrestant still und lautliche gespannt nach der Wachtstube hin, wo er eine Weiberstimme lamentieren hörte, die ihm merkwürdig bekannt vorkam.

„Maruscha! Maruscha!“ schrie der Arrestant aus Verbestärken.

Diesmal mußte man ihn gehört haben. Schritte kamen näher, das Schlüsselbund klirnte, der Kiesel knirschte, die Thür drehte sich, — die beiden Gatten lagen sich in den Armen!

Die schwarze Maruscha vermaß ihren Groll und dankte dem Himmel, daß er sie nicht vorzeitig zur Witte gemacht! Mit glückstrahlenden Gesichtern zog das verlobte Ehepaar nach Hause.

Meißner Pliglat kam nie wieder auf den rüchlosen Gedanken, ein Selbstmörder zu werden. —

Nicolo.

Stück von Louise Koch.

„Mama,“ sagte die kleine Grete, „weißt Du, daß morgen der Nicolo kommt?“

Die blasse Frau mit dem feinen, müden Antlitz blickte einen Moment von der Arbeit auf, an der sie emsig gestickt hatte, und nickte dem Kinde zu.

„Ich weiß es, Grete.“

„Wird er mir wieder Kapsel und Nüsse bringen und Bonbons, Mama? Ich war doch brav, nicht wahr? — Die Mizzi, weißt Du, von drüben, die hat mir erzählt, voriges Jahr ist der Nicolo selbst zu ihr gekommen; sie sagt, der Nicolo war ihr Papa. Sie hat ihn an der Stimme erkannt!“

„Geh, Gretchen, das kann ja nicht sein!“

„O, Du Mama, der Papa von der Mizzi kühlt Alles, der wird auch Nicolo, er hat sie riesig gern und spielt immer Abends mit ihr. Warum spielt mein Papa nie mit mir?“

Der blasse Frau entfiel die Arbeit und sie blickt traurig auf das Kind.

„Warum, Gretchen? — weil —“

„Weil er mich nicht lieb hat, gar nicht lieb!“ ruft das leidenschaftliche Kind schluchzend.

Die junge Frau zieht das Kind an sich. „Du mußt Gott bitten, daß Papa uns wieder lieb hat,“ sagte sie mit bebender Stimme.

„Und warum ist er nie da, Mama?“ ruft die Kleine und blickt ihre Mutter fragend an.

„Papa ist im Klub.“

„Und was thut man dort, Mama?“

„Man liest, spricht, ist — und spielt, Gretchen.“

„Kostet das Geld, Mama?“

„Biel Geld, Kind,“ schluchzt die unglückliche Frau auf.

Die Kleine ist ernst geworden, sie hat das Köpfchen an die Mutter gelehnt und summt nach.

„Mama,“ sagt sie plötzlich, „kommt der Nicolo auch zu Papa?“

„Nein, mein Liebling.“

Gretchen schlief diese Nacht schlecht; sie hörte Mama weinen.

Nicolo; weiche, weiße Fäden sinken leise zur Erde und hüllen Straßen und Häuser in ein wirthlich Gemand; man sieht Bäden, in denen Säuglinge und Nicolo mit langen Bärten sitzgebeten werden.

Eine kleine Gestalt drängt sich durch die eilende Menge: Gretchen.

Sie kaupte in einer dieser Bäden etwas; langsam zählte sie Kreuzer für Kreuzer der Händlerin hin, dann eilte sie rasch und schritt nach Hause. —

Es ist Nacht geworden. Gretchen schläft.

Leise geht ihre Mutter zum Fenster und fällt ein paar kleine Schube mit süßen Sachen.

„Um des Kindes willen,“ flüsterte sie und hebt mit thranenschweren Augen zum Mond auf.

Da regt es sich in der Ecke. Gretchen legt sich vorsichtig auf — die Mama schläft — leise huscht sie aus dem Bettchen und zieht ein großes schwarzes Gewand unter dem Kissen hervor; sie schleicht zu Papa's leerem Bett und legt es ihm unter die Decke.

Bald darauf ist Gretchen süß eingeschlafen.

Mitternacht war vorüber, als des Kindes Vater nach Hause kam; es war ihm nicht recht wohl zu Muth — er hatte viel verloren.

Es ist wie Wahnwitz über ihn gekommen, mit dämonischer Gewalt hat ihn die Leidenschaft des Spieles erfasst und seine Vorsätze, am Morgen erlangen, machte der Abend zu Nichts.

Heute mühte er das Redlorene einbringen, heute sicher — und heute noch — und so hat er das Glück der Seinen zum Einlage gebracht.

Da liegt, als er die Bettdecke zurückschlägt, vor seinen erschauten Augen auf weißem Grunde ein dunkler Gegenstand, er hebt ihn zum Lichte, eine Ruthe? — eine Ruthe!

Sie entfiel seinen Händen. Nicolo ist heute — er hat's vergessen, über dem Spiel sein Kind vergessen!

Vor den Augen des erregten Mannes ziehen vergangene Bilder vorüber, er sieht sich als Kind, seine Mutter, die selbigen Freunden dieses Abends, seinen Vater — und er?

Deutlich sieht er seine große Schuld vor sich und er weint, weint über sich selbst; am Bette seines Kindes kniet er, küßt ihm die goldenen Locken und murmelt einen Schwur.

„Papa,“ ruft die Kleine, halb im Traume, „es war ja nicht der Nicolo — sei nicht böse — ich —“

„Mein Kind,“ ruft er, „mein armes Kind!“

Unschuldig. Schulze (alter Korpshbruder): „Ich sage Ihnen, wie ich jung war, habe ich schrecklich ochen müssen.“

Lehmann: „Ja, das bringt manchmal die natürliche Veranlagung so mit sich.“

Egoismus.

Fräulein: „Unser Hausarzt rief mich einmal elektrifiren zu lassen.“

Leutenant: „Aber Fräulein Martha, sind Sie denn das bei meinem Anblick nicht so schon allemal?“

Rache.

Tochter: „Sieh mal, Papa, der Beter hat mir einen ganzen Haufen neuer Lieder zum Einbinden geschickt.“

Vater: „Aha, das ist die Revanche dafür, daß ich seinen letzten Geburtstag so gänzlich ignoirirt habe!“

Nächtiger Schlaf.

Mama: „Kind, merke Dir, das Heirathen will ernst und lange überlegt sein. Die Männer werden von Tag zu Tag schlechter.“

Tochter: „Aber da muß man sich ja mit dem Heirathen so viel wie möglich beelen, denn je länger man wartet, einen desto schlechteren bekommt man!“

Unter Freunden.

A.: „Entschuldig mich, daß ich Dir das Buch mit einem Felsobz zurückgehe.“

B. (den Freund genauer betrachtend): „Oh — soviel ich sehen kann, hast Du ja noch Deine beiden Ohren.“

Wohlfahrt.

Jünger Arzt (eifriger Sammler): „Habe jetzt eine neue Karität erworben.“

Herr: „Und wie heißt der Patient?“

Unter Eheleuten.

Er: „Unser Hund hält treu zu Dir, Minna.“